

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

[Hermann Bitter]: Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers.
(RFortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

Während des Sommers 1904 gab es ungewöhnliche Begebnisse: Das Kriegerbundesfest, das große Feuerwehrverbandsfest und der große Brand an der Osterstraße. In Cloppenburg brannte es oft, man nannte es wohl scherzhaft Neu-Brandenburg.

Für das Kriegerbundesfest wurden große Vorbereitungen getroffen, denn die Kriegervereine des ganzen Großherzogtums sollten kommen, um an Sr. Königlichen Hoheit Großherzog Friedrich August vorbeizumarschieren. Ein turmartiges, viereckiges, von Tannengrün und Fahnen verkleidetes Gerüst stand gegenüber der Apotheke auf dem Platz zwischen Baro's und Buchholtz' Häusern, wo heute die Oldenburgische Landesbank steht. Der Platz war noch leer vom letzten großen Brande. Das war der Hochstand für unsern geliebten Landesvater. Auf dem Marktplatz war ein Feldgottesdienst, bei dem unser Dechant predigte. Triumphbögen und Girlanden spannten sich über die Straßen, die Häuser waren mit blau-roten Fahnen beflaggt. Die Leute trugen lange schwarze Röcke oder Uniformen und machten feierliche Gesichter. Ich konnte nicht ganz viel sehen; in dem schrecklichen Gedränge stieß ich mit der Nase immer bloß gegen dicke weiche Bäuche oder harte blanke Messingknöpfe. Trotz all des Getümmels waren die Cloppenburger nachher etwas enttäuscht, wenigstens die Wirte. Tagelang hatten sie gebraten und gebacken: „Böfstöcks“ und Karbonaden, Roßbief und Ziesken, dazu standen leckerer Kartoffelsalat und Berliner für die Gäste bereit. Doch was taten die wackeren Krieger? Nachdem sie „Heil dir, o Oldenburg“ und „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen hatten, zogen sie Schwarzbrot und Speck aus der Tasche, setzten sich in die Bierlauben, die vor den Wirtschaften aufgestellt waren und bestellten sich „ein'n Klao-ren“!

Ich selber war auch sehr enttäuscht. Alle Jungen bekamen Festschilder, die den Kriegervereinen im Festzug vorangetragen werden sollten. Auf meinem Schild stand „Bockhorn“, den Namen kannte ich nicht, aber er lautete märchenhaft, er erinnerte an „Einhorn“. Kundige Kameraden wußten: „Krist'n Großken van jed'n.“ Ich rechnete aus: zwanzig Mann — zwei Mark, fünfundzwanzig sogar . . . welch ein Geld, welch ein Fest! Doch

die Bockhorner kamen nicht. — Mein Bruder Josef hatte mehr Glück, er trug „Jever“ mit 30 Mann. Die wache Güte unserer Mutter sorgte jedoch für gerechten Ausgleich. — In Cloppenburg lebte man nie so gut wie nach diesem Fest, alle gestapelten Vorräte mußten verputzt und hinuntergespült werden.

Das Feuerwehrverbandsfest wurde von dem großen Brand an der Osterstraße eingeleitet. Wir spielten um die Mittagszeit an der Badeanstalt und warteten ungeduldig, bis die Mädchen herauskamen; vor 3 Uhr durften wir nicht hinein. Da hörten wir die tiefen knarrenden Töne des Brandhorns. „Brand! Brand!“, schrie einer. Als wir uns umdrehten, quollen dicke schwarze Wolken aus einem Haus an der Osterstraße hervor. Es war Hochsommer, lastende Glut und völlige Dürre. In den Fachwerkhäusern der Ackerbürger mit den teergestrichenen holzverschlagenen Giebeln lagerte schon die Heuernte. Das Feuer sprang von einem Hause auf das andere über, sie brannten lodernd wie Pechfackeln. Die grünen Äpfel brieten an den Bäumen in den Gärten, die Fenster-scheiben des Pensionates knackten vor Hitze. Auf dem Dach saßen Feuerwehrleute, um das große Haus zu schützen. Onkel und Tante S. hatten ihre Möbel in den Garten gebracht. In dem Hause, in dem unser Schulkamerad Hansi Schumacher wohnte, knallte es dauernd; das waren Patronen, Hansis Papa war Schandarm. Einige Frauen weinten, aber viele Leute waren gar nicht traurig. Ich hörte, wie einer sagte: „Ji kriegt'n näi't Hus wedder!“ Das Feuer war entstanden, als die Kinder des Oberzollinspektors mit Streichhölzern im Heu spielten. Dreizehn Wohnhäuser mit den zugehörigen Stallungen brannten an diesem Nachmittage nieder. Das Feuerwehrverbandsfest hatte uns zwei Tage später mit seinen künstlichen Bränden nach diesem Erlebnis nichts mehr zu bieten. Es war ziemlich langweilig, denn es gab nicht einmal ein Karussell.

Ein anderer Brand blieb mir noch lange als unheimliches Erlebnis im Gedächtnis. Das war kurz darauf nachts. Ich schlief mit meinen Brüdern in der „Upkaomer“ über einem kleinen Kellerraum. Plötzlich wurden wir geweckt. Durch das kleine Fenster sah ich eine glühende Helle. Hörner gellten, Leute rie-



fen. Kaum bekleidet lief ich in den Garten, alle Türen im Hause waren offen. Eine schwere Wolke aus Feuer und sprühenden Funken schien über unserm Haus zu hängen. Ich war allein und schrie vor Angst, bis mein Vater mich fand und mich beruhigte. Sudendorfs Holzlager brannte, es war ein grausig toller Feuerwirbel und Feuersturm. Mehrere Male fingen Störs und Leibers alte Häuser an zu brennen. Daß dieser Brand nicht noch mehr Schaden anrichtete, war der wackeren Feuerwehr zu verdanken. Ich höre und sehe ihn noch kommandieren, den alten Max Thambusch-Meyer, das Haar so weiß wie sein Helmschopf, das Gesicht rot mit blitzenden blauen Augen.

Schön war der Herbst mit den langen Ferien und das Streifen in Wald und Feld. Es war die Zeit des „Strickenstellens“. Sie begann mit der „Quäkbeernaukschon“, der Versteigerung der Vogelbeerernte an den Landstraßen, „wor in den Harwst de Quäkbeerdrubels as Ädelstain an'n Straotenrand“ hingen. Der Stadtrufer ging mit seiner Pingel durch die Straßen: . . . heute nachmittag, zwei Uhr, an die Friesöther Schausee, öffentlich meistbietend zu verkaufen . . .“

Die „Strickladden“, lange biegsame Ruten, lagen bereit, man bog sie herum, das dünne Ende wurde durch das aufgespleißte dicke Ende gesteckt, zwei Löcher für die „Nücken“ (Schlingen aus Pferdehaar) gebohrt, und dann hieß es, Pferdehaare besorgen. Pferde mit langen Schwänzen waren Ende August sehr gesucht. Wenn die Wagen an der Straße vor Geschäften oder Wirtschaften hielten — ein Ruck am Steert, und man hatte eine Handvoll, falls der Fuhrmann uns nicht erwischte; dann gab es nämlich Smikendanzes“ oder „wat mit'n Spwäpenstäl“. Die Cloppenburg Jungmannschaft stellte Stricken — der Plural hieß nicht „Stricke“ sondern „Stricken“, wie überhaupt die Cloppenburg Mundart in Grammatik und Ausdruck von der anderswo üblichen Rede-weise herzhaft Abweichungen zeigt — also: die Cloppenburg Jungmannschaft stellte Stricken im Walde in großer Menge, einige hatten Tausende hängen, die jeden Tag in aller Frühe, um 5 Uhr oder 6 Uhr, nachgesehen werden mußten, damit nicht Leute ernteten, die nicht gesät hatten. In „guten“ Jahren gab es reiche Beute an leckeren Krammetsvögeln. Mir schien diese Art der Jagdausübung immer grausam zu sein. Heute ist sie gesetzlich verboten.

Aber der Wald! Von Ostfriesland her kannte ich keinen Wald; wie war der zauberhaft fremd und neu! Die Waldpflege war immer eine besondere Liebhaberei der Cloppenbürger. Wer es sich leisten konnte, hatte ein Stück Tannenwald. Die Freuden meiner Jugend sind eng mit dem Wald verbunden. Wenn die langen Ferien kamen, auch später, als wir die „Hohe Schule“ in Vechta besuchten, waren wir Tag für Tag im Walde.

Die Familie Roter hatte da eine Hütte. Schöne Tage bereitete uns die gütige Frau Roter. Die liebenswerte alte Dame zog mit ihren Kindern und deren Freunden in den Wald. Im kleinen „blauen Wagen“ wurde Proviant mitgenommen, über der offenen Feuerstelle an einem hölzernen Spieß, den wir im Walde schnitten, ein köstlicher Braten gedreht. Wir hatten unsere Lieblingsplätze im Walde: Hillmers Rosengarten und das „Paradies“, eine von hohen dunklen Tannen umstandene moorige Lichtung, waren besonders beliebt.

Vater Roter, „Roters Heer“, war eine Respektperson, an der alles erhaben war. Er war auch im Kuratorium der Bürgerschule und deshalb bei den alljährlich stattfindenden „Leistungsprüfungen“ zugegen, die im größten Klassenzimmer der Landwirtschaftsschule vor dem versammelten Lehrerkollegium und dem Kuratorium stattfanden. Einige der besten Schüler sagten lange Gedichte auf, meist Balladen von Schiller, und dann gab es „Prüfungen“ in mehreren Fächern, die dank einem sicheren System immer prächtig funktionierten.

Ja, „Roters Heer“ war eine Respektperson. In meiner Erinnerung ist er „der“ Repräsentant jener von unerschütterlich erscheinenden Werten getragenen bürgerlichen Ordnungswelt, die mit dem ersten Weltkrieg versank, die die „Alten Herren“ auch nicht überlebten. Wenn der Herr Senator seinen Nachmittagsspaziergang machte, mußten einer oder auch mehrere seiner Söhne ihn begleiten. Sie taten es nicht gern. Wenn sie gerade auf der Straße spielten und er mit gewichtigen Schritten nahte, warnten sie sich gegenseitig mit dem Ruf „De Olle kump!“ und flüchteten in die Gassen zwischen den Häusern. Auch von den Freunden seiner Söhne wurde er mit einer Mischung von scheuer Achtung und lausbubenhafter Respektlosigkeit angesehen. Wir spielten sehr gern bei Roters, und als wir größer waren, feierten wir zünftige



Feste, wenn die Eltern zu alljährlichem Kur-aufenthalt in Pyrmont waren. Trotz Holzverschlag und Schlössern wußten wir auch Flaschen aus dem Keller zu angeln. War der „Olle“ aber schlechter Laune und sah fremde Kinder in seinem Hause, dann sagte er, über uns hinwegsehend: „Wir haben selbst genug Kinder“; und das stimmte, es waren neun Söhne und zwei Töchter.

In den Böhrener Tannen steht eine schlichte Säule aus Muschelkalk. Darin stehen vier Namen eingegraben von Söhnen, die der erste Weltkrieg als Opfer forderte. Oft stehe ich dort und denke an die hellen Tage der Jugend zurück. Als ich nach dem ersten Weltkrieg den beiden einsamen alten Herrschaften einen Besuch machte, war ich tief ergriffen. —

„De beste Tid int Jaohr is dei November, wenn't Winter werd“, pflegte der „olle Korfmaoker Hellmann“ zu sagen. Er wohnte an der Mühlenstraße gegenüber Tamelings August — übrigens geht die Cloppenburg Redeweise auch in der Namensnennung eigene Wege; hier ist der Vorname kein Vorname, sondern er wird hinten an den Genitiv des Familiennamens angehängt. Niemand sagte Heini Schmedes, er hieß nur „Smäs Heini“; Familiennamen auf -e werden schwach dekliniert, darum heißt es nicht Noltens Job sondern Noltens Job. Meinem alten Freunde Tamelings August konnte ich stundenlang zusehen, wenn er Uhren reparierte und in seiner sinnigen Art erzählte, auch vom ollen Korfmaoker. Dieser hatte ein Gesicht wie die Büste des Sokrates und einen gewaltigen Bauch, über dem sich eine Lederschürze spannte. „Dei Lue snakket immer van de Maitid, is ja 'ne schmachtige Tid. De Swineslächtetid is de beste!“

Die Firma Roter hatte einmal Speck aus Amerika bezogen, den der Tierarzt als für Menschen ungenießbar bezeichnete. Der Speck wurde vergraben. Hellmann grub ihn in der Nacht wieder aus. „Trichinen“, sagte er, „Trichinen! Is ja Daomeläi. Ik will dei Donners woll kriegen.“ Er verzehrte den Speck mit gutem Appetit und begoß das Genossene reichlich mit Münsterländer Altem Korn. „Ik will jau Donners woll kriegen!“ Es hat ihm nicht geschadet.

Im Winter gingen wir zum Eis auf das „Hammoor“, eine Wasserfläche von ziemlicher Ausdehnung an der Friesoyther Straße, die von Tannen umstanden war. Später wurde sie zum großen Leid der Ju-

gend trockengelegt und in Acker und Weide verwandelt. Bei Anbruch der Dunkelheit gingen wir gemeinsam heim. Als wir größer waren, als Sekundaner und Primaner in den Weihnachtsferien, kehrten wir auf dem Rückwege in Bühren „bei Rumps Zettken“ ein, einer idyllisch und einsam gelegenen Wirtschaft an der Straßenbiegung. Zettken und Heinrich — waren sie Geschwister oder Eheleute? — bedienten ihre Gäste freundlich mit Flaschenbier. Gläser gab es nicht, wenn jemand eins verlangte, war er sicher fremd. „Dei vörnähmen Lue drinkt bi us all ut'n Buddel“, pflegte Zettken den anspruchsvollen Gast aufmerksam zu machen.

Warum das so war, ging mir später auf, als wir an einem schönen Herbsttage aus dem Walde kamen. Vor der Tür stand das Wägelchen mit dem kleinen Fuchs des Doktors K. Er lud uns ein, eins mit ihm zu trinken; wir kamen in das Alter der „Keilfuchse“, wo die „Alten Herren“ sich um den akademischen Nachwuchs bemühen. Er selber forderte einen Schnaps. Zettken nahm die Flasche und wollte ein auf dem Tisch stehendes Gläschen, in dem ein früherer Gast einen Rest zurück gelassen hatte, auffüllen. „Zettken“, rief der Doktor, „gif mi'n rein Glas!“ „Och, so“, sagte Zettken, goß den Rest auf den Boden, wischte kräftig mit dem Daumen durch, hob ihren schwarzen Kleiderrock mit dem staubigen Saum hoch, nahm den roten, schwarz festonierten Flanellunterrock zwischen zwei Finger und rieb das Glas blank. „Nu is't rein“, sagte sie, aber der Doktor wollte jetzt plötzlich einen Buddel Bier ohne Glas haben. Zettken schüttelte den Kopf: „Dei vörnähmen Lue . . .“

Das Leben rann damals gemächlich, es hatte nichts von der unruhvollen Hast unserer Tage. Es gab weder Auto noch Radio. Als erster Flieger startete in Cloppenburg der Osnabrücker Flieger Gustav Tweer auf dem Rennplatz zu einem kurzen Rundflug in einer selbstgebastelten Maschine, bei der unter den Tragflächen ein freischwebender Sitz hing. Das war 1912.

Die Straßen der Stadt lagen meist still und verträumt, von Kinderlärm und ländlichen Fuhrwerken ein wenig belebt. Nur an den Sonntagen vor und nach den Gottesdiensten drängten sich die Leute, die Bauern kamen in Kutschen aus den Dörfern der Umgebung zur Kirche gefahren. Ausgespannt wurde bei von Hammel und Kleene an der Großen Kirche. An der Kirchhofsmauer hock-



ten allsonntäglich Frauen, dort plätscherten die Bächlein, denn ein „Hüskén“ gab es nicht und der Weg war weit und die Zeit lang. Nach dem Hochamt war Frühschoppen in allen Gaststätten, da wurde bei Bittern und Bier politisiert, d. h. über die öffentlichen Dinge gesprochen. Politische Parteien gab es nicht, nicht einmal im Landtag, nur im Reichstag. Hier gab es nur „Barg“ und „Stadt“, das alte Krapendorf und die alte Cloppenburg, die Grenze ging durch das Gastzimmer des Hotels „Deutsches Haus“. Die Gegensätze begannen bei der Jugend, die sich grimmige Schlachten mit Fäusten, Steinen, Stöcken, im Winter mit Schneebällen lieferte, sie setzten sich mit eifersüchtiger Wachsamkeit bis ins Alter fort: Die Viehmärkte wurden abwechselnd in dem einen und dem anderen Stadtteil abgehalten, es mußten sogar zwei Marktplätze angelegt werden.

Auch abends beim Dämmereschoppen wurden heftige und tiefe Gespräche geführt. Als wir Studenten waren, durften wir auch am Tisch der Honoratioren im „Deutschen Haus“ sitzen. Wir hatten revolutionäre Gedanken über Literatur, Kunst, Politik und die Aufgaben der öffentlichen Verwaltung. Eines Abends forderte der stud. med. Karl Bley — er war später ein bekannter Frauenarzt in Bremen und starb zu früh — den Ausbau und Neubau der Badeanstalt. Der alte Geometer D., der auch am Stammtisch verkehrte, erboste sich über die anmaßenden Reden des jungen Mediziners. „B . . . b' . . . baoden! B . . . baoden! I . . i . . is ja D . . daomeläi! D . . d . . dei Jungens hefft ja a . . a . . all'n groff Linnenhemd an, d . . d . . dat schürt den Puckel naug, d . . d . . daor werd se uk rein van. Ik heff ma . . ma . . maläwe nich baod't!“

Wir waren dieser Argumentation des alten Herrn nicht gewachsen und verließen unter Führung Bleys mit Protest das Lokal.

Liebe und schnurrige Gestalten bevölkerten die Tage meiner Jugend. Da hätte ich doch fast „Wittigs Bernd“ vergessen, Vikar Wittig, unseren Latein- und Deutschlehrer in der Quarta und Untertertia. Er hatte viel mildere Methoden des Unterrichts als der „Bass“, er schlug nie. Er war ein Herr von sehr humaner Gemütsart. Alles an ihm war freundlich gewölbt. Wenn wir beim Nachmittagsunterricht mal zu spät kamen, mußten wir ihm zur Strafe ausführlich erzählen, was wir zu Mittag gegessen hatten. Sein ständiger Gruß für uns auf der Straße war:

„Wie geht's, wie steht's, magst noch woll leben?“ Und ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: „Fein, fein!“ Seine Schwäche war die Neugierde, er nannte das auf Latein: „rerum novarum cupidus“. Wenn im Beichtstuhl ein unbekanntes Gesicht bei ihm auftauchte, fragte er bestimmt den nächsten, der dran kam: „Wer war das eben?“

Er hatte viel Vertrauen zu uns und feste Gewohnheiten. Etwa um 11 Uhr morgens sagte er während der Lateinstunde: „Müßt mal ganz stille sein, ich komme gleich wieder.“ Dann hörten wir draußen die Dielen knarren, eine Tür schlug, kurz darauf erschien er unter dem Fenster unseres Klassenzimmers und verschwand hinter einer grünen Tür, in die der Zimmermann ein Herz geschnitten hatte. Nach zehn Minuten war er wieder da, und wir setzten unsere Lektüre fort. „Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum una . . .“

Wittigs Bernd war ein Vetter meines Vaters und kam oft zu uns ins Haus. Der „Bass“ hatte mit meinem Vater zusammen in Vechta das Abitur gemacht. Ich war von dieser guten Bekanntschaft und dem engen Kontakt zwischen Schule und Elternhaus nicht immer begeistert.

Einer meiner ersten Gänge, als ich zur Bürgerschule kam, war der zum einzigen Buchhändler der Stadt. Er hieß „Gebrüder Terwelp“. Geradeaus von der Straße trat man in den Laden, links war eine Tür, die in die Buchbinderei führte. Da saß der Geselle „Fannand“. Bei ihm konnte ich stundenlang sitzen, während er fädelte und stichelte und ununterbrochen dazu sprach. Alle Sagen und Spukgeschichten unserer Heimat kannte er und noch viele außerdem, und die er nicht kannte, erfand er dazu. Er konnte wunderbar spannend erzählen. Kennt ihr die Geschichte von der Brücke in Elsten? Dort hockt in Neumondnächten der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes und rasselt mit einer glühenden Kette. — Einmal hat ein Mann im Traume eine Leiche im Sarg gesehen. Er schnitt ihr (alles im Traume) eine Haarlocke ab. Am anderen Morgen fragte ihn seine Frau: Wer hat dir die Locke abgeschnitten? — Wenn einer das Siebente Buch Moses' hat, kann er es nie wieder'los werden.

Oft führte mich nachmittags der Weg von der Schule unmittelbar zu Ostendorfs Fannand. Da saß ich mit glühenden Backen und klopfendem Herzen und konnte nicht genug



hören. Aber wenn die Dunkelheit da war, wagte ich kaum allein nach Hause zu gehen. In jeder dunklen Ecke hockten Gespenster; es war grausig und doch schön.

Fannand machte sich bald selbständig. Da er wohl fürchtete, daß in unserer damals nicht so bücherfreudigen Stadt das Brot für einen zweiten Buchhändler und Buchbinder

knapp werden möchte, erlernte er in einem Schnellkursus auch noch das Handwerk eines Haar- und Bartscherers. Für zehn Pfennige schor er uns die Köpfe kahl, die Ansprüche waren noch nicht so hoch wie heute. Sein Hinterstübchen wurde wieder zur Märchenbude phantasievoller Knaben.

Hermann Bitter

Dichtung und Wahrheit

(nicht von Goethe)

Als Ausgleich für unser Weinen hat Gott uns das Geschenk des Lachens gegeben. Kein Tier vermag zu weinen oder zu lachen, nicht einmal die Lachtaube. Und mag die Gesellschaft, in der du vielleicht im Augenblick bist, vor Spaß und Lachen bersten, einer bleibt immer todernst — euer Hund. Daraus schließe ich, daß Lachen Geist voraussetzt. Und daß unser Geist eine Ordnung sieht, deren Wesen im richtigen Verhältnis des einen Dinges zum anderen oder des einen Menschen zum anderen beruht. Wenn dieses Verhältnis durchbrochen wird, lachst du oder du weinst. Etwa dann, wenn du einen Betrunkenen auf der Straße siehst, der vor einem entgegenkommenden Heuwagen den Hut abzieht im Glauben, es sei der Herr Pastor. Oder du wirst — und das wäre besser — traurig in dem Gedanken, daß dieser Mann lieber sein Geld für die Frau und die Kinder verwenden sollte. Übrigens haben Betrunkene in Oldenburg Seltenheitswert, Gott Dank. Sollte ich mich jedoch irren, so nehme ich diese Behauptung mit Bedauern zurück. Aber es sollte nur ein klärendes Beispiel sein: Lachen und Weinen beruhen also in einem Bruch der Ordnung, mein Verstand — soweit vorhanden — erkennt dies, worauf die sinnliche Reaktion eintritt oder auch — und darum geht es hier — die Erschütterung des Zwerchfelles. Sie darf nicht zu stark sein, weil man sich sonst tatsächlich tot lachen könnte. Man hält sich daher zur Vorsicht „den Bauch vor Lachen“.

Aber ich wollte gar nicht über die Hintergründe deines Lachens und Weinens erzählen, sondern mich in eure lustige Gesellschaft einschalten und — dem Tränensack vollkommene Ruhe gönnend — einige Anekdoten zum Lachen geben.

Was nun Dichtung ist in diesen Zeilen und was Wahrheit, will ich nicht entschei-

den. Das mögen die tun, um die es geht. Der Kern jedenfalls ist echt. Ich komme also nicht in die Verlegenheit jenes schalkhaften Bauern in der Nähe von Barßel, der nach dem Hochamt über den Mittag hinaus von seinen Kriegserlebnissen 1914—18 berichtet. Breitspurig sitzt er bei uns in der Küche, den Schaum bereits vorm Mund. Arme und Beine reden mit, eine Heldentat folgt der anderen. Punkt zwölf Uhr nimmt er ein Bataillon Franzosen gefangen, zehn Minuten später ein ganzes Regiment. Ein kurzes Räuspern... In seiner Haltung neue Energie zeigend macht er gerade den Ansatz zur Vernichtung der ganzen Division, als wir das Grinsen nicht mehr unterdrücken können. Darauf er, mit gestrecktem Zeigefinger auf sich selbstweisend: „Jawoll, ick alleine! Kiene anners as ick!“ — „Un watt möken dei annern ale an de Front?“ — Eine Sekunde Verlegenheitspause. Dann springt er unruhig auf, spuckt seinen Priemen in die Gegend und ruft voller Verzweiflung: „Kinner, nu helpt mi doch leigen!“ — In diese Verlegenheit also komme ich nicht. Aber womit soll ich beginnen? Am besten mit dem komischen Verfasser dieser Zeilen selbst, von dem ich nämlich ganz sicher weiß, daß er Sinn für volkstümlichen Humor hat, auch dann, wenn er selbst in seiner Doofheit Objekt eines Lachens ist.

Mein Stolz war immer mein Geburtsort Barßel. Als Junge hatte ich keine Ahnung, daß ich mal später andere Völker und Länder sehen würde. Bis dahin war ich noch nie übers Saterland hinausgekommen. Daher meine felsenfeste Meinung: „Nix öwer Bassel — dei välen Hüser, dei grote Kake, dei Schäpe und dann dei Isenbohnbrügge.“ Aus diesem Blickfeld heraus gab es nichts Größeres und Zivilisierteres. Mit elf Jahren

